

I.

Der heutige Zustand.



ollte ich den heutigen Zustand der Fremdwörterseuche umfassend und erschöpfend schildern, so müßte ich ein Buch schreiben, ein Buch, welches sicherlich höchst langweilig und widerwärtig und dazu auch wenig nützlich sein würde. Denn diese Seuche umgiebt und durchdringt uns ja überall. Überall im täglichen Leben, in der Unterhaltung, im Geschäftsverkehr, in der Verwaltung, in Büchern und in Zeitungen begegnen uns die ekelhaften Eindringlinge, die sie zeitigt, häufig in entsetzlicher Masse, immer wechselnd und stets sich erneuend. Man braucht nur um sich zu schauen und zu hören, und hat an jedem Finger dutzende oder hunderte. Wer möchte dieses Unkraut alles sammeln und ordnen! Ich danke dafür. Nur nach einigen Richtungen hin muß ich ein paar Bemerkungen machen.

Zunächst will ich mittelst einiger Beispiele auf die beklagenswerthe und zum Theil sehr gefährliche Verwälschung und Verfälschung der Sprache in Schriftwerken hinweisen, die zur eigentlichen Literatur gehören.

Wenn irgend Jemand deutsch empfunden hat, so war es gewiß Melchior Meyr. Er hat deutsche Bauerngeschichten geschrieben, seine herrlichen „Erzählungen aus dem Ries.“ Aber selbst er mischt in seine Sprache entstellende Wörter, wie „respectabel, existiren, ignoriren, Refrain, Galanterie, alteriren, Plaisir, Repräsentant, Contrast, commod, geniren, expliciren, Scrupel“ —

lauter Ausdrücke, die sehr leicht hätten vermieden werden können und die nur der Macht der schlechten Gewohnheit ihre Stelle verdanken.

Denselben Grund nehme ich auch bei Paul Heyse an, der in einigen seiner Erzählungen ziemlich starke Dinge leistet. So findet man in der „Cleopatra,“ nicht zu rechnen die Wörter wie Kabinet, Salon, Bronze und dergleichen mehr, folgendes: „Cousin, Perron, Volière, détestabel, Abbé, deperdiren, Portière, horribel, Loge des Portiers, respectabel, Flaneur“ u. s. w. Auch die „Tochter der Excellenz“ zeichnet sich ihrem Range gemäß aus: „Salousien, Carriere, Cour, Gaudium, Trottoir, Equipage, Moment, Reconoscirung, Atelier, Etage, elegant, Toilette, Reconvalescenz, Chifane, patrouilliren, Metier, Corpulenz, Couvert, appelliren, condoliren, indiscret“ u. s. w. In andern Arbeiten, z. B. der unlängst veröffentlichten Erzählung „Die Dichterin von Carcassonne“ hat sich Paul Heyse einer erheblich größeren Reinheit der Sprache befleißigt; umso empfindlicher aber berühren auch hier einige häßliche Wildlinge. So spricht er einmal mit Bezug auf die Verstoßung einer Rittersfrau von dem „blutigen Verstoße gegen allen edlen Brauch und die heiligsten Gesetze der Courtoisie,“ ein andermal von „allen Regungen der Courtoisie“; dort hieße es besser, treffender und schöner „ritterliche Sitte,“ hier „Höflichkeit.“ Statt „Collation“ wäre wohl auch „Bewirthung“ oder „Erfrischung“ richtiger und anmuthiger gewesen, und selbst statt des „triumphirenden Lächelns“ hätte es edler und klangvoller geheißen „siegessfrohes Lächeln.“ Wenn man nur will, so geht die Sache, und zwar geht sie wirklich recht leicht. Aber freilich, man muß wollen.

Einer der allerschlimmsten Fremdwörterwüßtlinge war Emil Brachvogel, dessen „Harfenschule“ mich beinahe aus dem Theater getrieben hätte, vor Ekel, Scham und Zorn wegen der ganz argen Durchsetzung der Sprache mit französischen Mischlingen. Man schlage das Stück auf, wo man will, überall sind sie.

Ich gebe nur ein paar Proben, die mir zufällig gerade ins Auge fielen: „Affront, Usancen, obscure Figur ohne Renommée, Metier, nonchalante Grundsätze à la Voltaire, Manjarde des Pigeonnier, installirt, Robe de Grammont, Betise, vis-à-vis, emunziert, enchantirt, Affemlee, diabolische Delice, Malice, dupirt, nobler Spion, infamer Spion, Gout, Faiseur, blamiren, Canailleries“ und so fort ins Endlose. Das sind Ausdrücke und Massen von Ausdrücken, die sich nicht aus bloßer Gewohnheit und Bequemlichkeit erklären; sie gehen aus reiner Afferei hervor. Oder weiß jemand sonst einen haltbaren Erklärungsgrund?

Neben Brachvogel will ich Paul Lindau erwähnen. Was Lindau in seinen zahlreichen Aufsätzen, Schriften und Stücken gesündigt hat, ist den Göttern nicht unbekannt. Aber wie versteht dieser Zeus seine Blitze zu schleudern, wenn ihm irgend ein Tüpfchen über irgend einem deutschen i mißfällt. In der „Gegenwart“ (1879, Nr. 40) schilt er auf das „abscheuliche Wort Jetztzeit,“ das der Verleger (!) von Voepers „Faust“ in der Ankündigung des Buches gebraucht hatte, und beruft sich auf Rudolf Hildebrand (Grimm's Wörterbuch, IV.), „der mit Recht gegen diese »geschmackwidrigste Neubildung unsrer Gegenwart« wettert.“ Wäre ich der Verleger von Voepers „Faust,“ so würde ich mir erlauben, zu Lindau zu sagen: „Du Heuchler, zeuch am ersten den Balken aus deinem Auge; darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.“ Oder sollte er ohne Balken sein? Sollte er nur an einigen unbedeutenden Splintern leiden? Greifen wir einmal blind hinein in seine Werke! Da ist er schon, nicht der Balken, nein, ein ganzer Wald von „geschmackwidrigsten“ Wörtern und Wortbildungen! Zuerst einen Blick in die „Harmlosen Briefe“: „maliziös, imponiren, opponiren, geniren, perpetuirlich, Chance, feuilletonistisch, der designirte mysteriöse Throncandidat, imminent“ — alles auf drei oder vier Seiten, und dazu noch eine Menge anderer gewöhnlicherer Wörter. Blättern

wir weiter. „Der Erfolg“! Gleich auf der ersten Seite: „brillant, brilliant!“ und dies „brillant“ reißt nicht ab. „Provocatorisch, brilliant, adieu, brilliant, Feuilletonwitz, Requisit, Rendez-vous, Cousin, obscur, impertinent, Dementi, plausibel, amusant, amüsiren, expliciren, pikiren, intoniren, echaußiren, passiren, protestiren, cal-
miren, Pointe, sansfaçon, Bonvivant“ — genug, ich mag ihn nicht weiter durchstöbern, diesen „Erfolg.“ Also „Tante Therese“! „Compliciren, constatiren, frappiren, ruiniren“ — da sind sie auch wieder, diese unvermeidlichen iren, die natürlich einer deutschen Dichtung zur besonderen Zierde gereichen. Das muß wenigstens die Meinung des Dichters sein, denn sonst hätte er sie ja vermieden. Vielleicht bringt er nächstens, infolge einer erhabenen dichterischen Eingebung, noch essiren und trinkiren auf, damit unser Essen und Trinken den höhern Schliff kriegen. Warum auch nicht? Der Italiener sagt ja trincare, der Franzose sagt trinquer: warum soll der Deutsche nicht trinquiren sagen? Seine Mittel erlauben ihm das ja, und es wäre ein so feines, zierliches, bezeichnendes Wort für kneipen, zechen und saufen. Doch ich vergesse die gute „Tante Therese.“ Also weiter: „Arrangement, Etablissement, vis-à-vis de rien, Arrangeur, Misere, excuse, Causeuse, Portiere, Revenue, Niveau, charmant.“ Vorüber, ihr Schafe, vorüber! Ich habe genug von dieser Dichtersprache. „Jetztzeit“ scheint mir wahrlich ein Muster von Geschmack gegen diese Geschmacklosigkeiten und Geschmackswidrigkeiten. Aber Lindau ist und bleibt der Splitterrichter. In einer Besprechung von Fanny Lewald's „Vater und Sohn“ wirft er der Verfasserin allerlei verwunderliche Ungewöhnlichkeiten ihres Stiles vor und muß selbst den Ausdruck „stattgehabten Wechsel“ und die Wendung „danach achte dich“ auf.¹⁾ Gewiß sind das nicht gerade schöne Dinge. Aber der Balken, der Balken!

¹⁾ Gegenwart 1881, S. 171.

Viele, viele Namen von Schriftstellern, die Romane, Erzählungen, Novellen, Schauspiele und Anderes in Prosa geschrieben haben und schreiben, ließen sich weiter noch anführen. Aber selbst in die eigentliche Dichtung hat sich das Ungeziefer geschmackswidriger Fremdwörter auf eine erschreckende Art eingeschlichen.

Leuthold, der wahrlich keiner von den kleinen war, entstellt seine Gedichte und Lieder oft mit Worten, wie „risquieren, ordinär, arbiträr, Forts, pompgeschmückt, Monstredampfmaschine, elegant, honett, lamentiren“ u. s. w.

Auch Julius Wolff, der so schnell zu großem Rufe gelangte, ist nicht frei von dieser sehr unerfreulichen Einmengerei fremder Ausdrücke. Ganz besonders hat er es auf die Fremdwörter aus der Zeit unsrer alten höfischen Dichtung abgesehen, die, Gott sei Dank! doch meist veraltet und unverständlich geworden sind. So bringt er z. B. in seinem „Rattenfänger von Hameln,“ den ich las, „foresten, fahsiren, kalopiren, floirtiren, tromboniren, Fabliaux, Maledij, Plumiten, Mahgollin, Tresur, Bringat, Galreh, Bliat, Siglat, Palmat“ u. s. w. Viele und sogar wohl die meisten dieser Wörter sind in den Fremdwörterbüchern nicht zu finden, auch in den französischen und italienischen Handwörterbüchern nicht. Der Leserkreis seiner Dichtung kennt sie nicht und kann auch ihre Bedeutung nicht leicht ermitteln. Über alledem aber sind sie entstellend und geschmacklos. Aber Wolff liebt auch die in unsrer Zeit gebräuchlichen Fremdwörter nur allzu sehr. Er erzählt von einem devoten Gruße, von complimentiren, Pife haben, präsidiren, revidiren, präludiren, von Kurs, Spalier, Guirlande, Amouren und Grazie. Und er leistet sogar folgende zwei Verse:

Gravitätisch präsentirend
Faßte der Trabant jetzt Posto.

Das Werk des Dichters ist die höchste und vornehmste Quelle zur Förderung der Sprache; aber kann durch ein solches Werk

unsere Sprache gefördert werden? Wolff hat eine große Herrschaft über Sprache, Ausdruck und Reim. Dichten ist ihm eine Art Spiel, und die Worte sprudeln ihm wie aus unerschöpflichem Quell hervor. Aber der Quell ist nicht rein und sein Spiel ist nicht sauber genug. Mit seinen Fremdwörtern, den alten wie den modernen, ist er auf einem breiten Irrwege. Ob er nur gar keine Empfindung hat, wie sehr dieselben sein Werk verunstalten und beflecken? Leibnitz sagt, daß „in einem sonst schönen deutschen Gedichte ein französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck sein würde.“

Noch ein Beispiel führe ich an. Die „Gegenwart“ widmete in ihrer Nummer vom 22. März 1879 den „Gedichten“ von Wilhelm Tappert fünf Spalten, aber was bekam man unter den ausgewählten Proben zu lesen? Ich rede nicht von den dichterischen Gedanken, ich rede von der Sprache dieses deutschen Dichters. Massenhaft fanden sich da fremdländische Reimwörter. Auf Damen wurden Makamen und Reklamen gereimt, auf Bier Pläfir, Quartier, Manier, Passagier, Courier, auf Stiebel terrible, infallible und inexpressible, und zwar französisch geschrieben! Und so etwas nennt sich Gedichte, deutsche Gedichte! „Ein bischen französisch, das ist zu ämabel, sagt Schnabel, sagt Schnabel!“ Gassenhauer für die Tingeltangel und die Singhöllen können nicht ämabler sein.

Und nun noch eins! Selbst das Buch der Bücher ist angesteckt. Vor mir liegt eine Übersetzung des neuen Testaments von Karl Weizsäcker in Tübingen, wo man eine Menge Fremdwörter findet, die doch nur mit Absicht gewählt sein können, da sie die guten deutschen Ausdrücke Luther's verdrängen. Ich gebe einige Proben aus der Apostelgeschichte. Weizsäcker setzt statt Hauptmann des Tempels „Kommandant“ (IV, 2), statt Rath „Synedrium“ (V, 41), statt Schule „Synagoge,“ statt befragten sich mit Stephano „disputierten“ (VI, 9), statt Fürst „Regent“

(VII, 10), statt den vornehmsten Männern der Stadt „Notabeln“ (XXV, 23), statt freundlich „human“ (XXVII, 3), statt Getreide „Proviant“ (XXVII, 38), statt Ruhr „Dysenterie“ (XXVIII, 8) und so fort. Glaubt Weizsäcker etwa auf solche Weise den Begründer der neuhochdeutschen Sprache verbessern zu können? Glaubt er auf solche Weise Hand anlegen zu dürfen an ein Buch, von dem jedes einzelne Wort fest im Volksbewußtsein wurzelt? Mir scheint solche Weise bloß eine Verballhornung zu sein und solch' ein Glaube bloß eine Verirrung.

So steht es mit der eigentlichen Literatur, mit der Sprache, die der Ausdruck des höheren geistigen Lebens der Nation ist. Kann man da irgend etwas Erfreuliches von der Sprache des täglichen Lebens erwarten? Arbeiten doch die Zeitungen, fast ohne Ausnahme, Tag für Tag, morgens und abends, mit gräßlicher Beharrlichkeit auf die Verhunjung der deutschen Sprache los! Aber sie thun es doch nur, weil die ganze Leservelt von der Seuche befallen ist und den krankhaften Zustand garnicht merkt. Da ist kein Staat, kein Stand, der hier dem andern, keine Landschaft, keine Stadt, die der andern etwas vorzuwerfen hätte. Die ganze Nation kann an ihre Brust schlagen und sagen: wir sind allzumal Sünder. Bedarf es der Beweise? Doch wahrhaftig nicht. Aber zum Überfluß gebe ich einige, damit man nicht sagen könne, daß ich übertreibe. Ich habe eine leidliche Blumenlese üppiger Blüthen dieses Unkrautes gesammelt, aber ich muß mich auf einige Beispiele beschränken, denn den ganzen Strauß zu betrachten und zu beriechen wäre doch ermüdend und an dieser Stelle auch unnöthig. Die duftende Auswahl, die ich biete, soll durcheinander gewunden liebliche Blumen aus den verschiedensten Gärten zeigen und nur darthun, daß überall dasselbe wilde Gestrüpp wuchert.

In Leipzig ist Garçon-Logis, Privet, Caviller, Portier-Loge und ähnliches mehr gebräuchlich. In Hamburg und einer

ganzen Reihe anderer Orte ist alles Etage; man hat den Ausdruck Wohnung, Stock, Geschoß, Stockwerk daselbst vollständig verlernt; natürlich sagt man auch nicht Erdgeschoß, sondern Parterre-etage. Keller ist zu gemein: man hat nur noch ein Souterrain. Diese traurigen Ausdrücke sind in Leipzig sogar in die amtlichen Steuereinschätzungslisten übergegangen. Im Brühl'schen Garten zu Dresden liest man: „Entrée zum Restaurant des k. Belvedere — I. Etage,“ in dem benachbarten Tharandt: „Hôtel zum Bad, Restaurant, Logis, Pension,“ unter sechs Wörtern nur zwei deutsche, in Potsdam am Bahnhof: „Restauration; Déjeuners und Diners werden sofort servirt,“ am Bahnhofs in Borchum: „Table d'hôte à Couvert 2 M.“ In Köln kann man an der Ecke der Schiffbrücke ein „Café Restaurant du grand Rheinberg“ bewundern. In Goslar giebt man „Abonnements-Concerte im Beau jardin.“ In Salzburg ist angeschrieben „Feuerlösch-Requisiten-Depositorium,“ als hätte man sich sieben Jahre gequält, um etwas recht abgeschmacktes zu Tage zu fördern. Die Berliner Stadtverwaltung läßt Realsublevationsbeiträge erheben. In Prag steht am Rathause folgende Inschrift: „Stadtbüreau und Gasinstallations-Etablissement der Gemeinde-Gasanstalt.“ Ich vermuthete, daß hier eine tschechische Verschwörung im Spiele war, um die deutsche Sprache vor den Augen einer Stadt, deren größerer Theil dem Deutschthum feindlich ist, herabzusetzen und zu schmähen. In Wien liest man im Rundbau der ehemaligen Weltausstellung: „Tour- und Retourfahrt 30 Kr.“ Der Gasthofsbesitzer J. Ulrich zu Tetschen an der Elbe, der sich Hôtelier nennt, empfiehlt „zu Festivitäten Couverts in gustiöser Form.“ Das „Büreau Germania“ in Dresden „placirt Commis jeder Branche“; es sollte sich Quatschelia und nicht Germania nennen. In Hamburg hat man eine „Arkaden-Passage“ und in Potsdam eine „Allée nach Sanssouci.“ In Eisenach gab es sogar „Kuhfäse aromatique,“ und in Berlin einen „Premierlieutenant à la

suite des Gardeducorps-Regiments“ — zehn Worte und nur ein deutsches!

Wie lange ist's her? Etwa ein fünfundzwanzig Jahre, da kam das Portemonnaie auf, und jetzt sagt kein Mensch mehr Geldtasche, Geldbeutel, Börse. Früher hießen die offenen Kleider der Frauen ausgeschnitten, gegen 1860 wurde der Ausdruck defolletirt aufgebracht, wobei ich immer an den geköpften Johannes den Täufer denken muß, den die Italiener S. Giovanni decollato nennen. Heute kennt kein Mensch von einigem Schliff mehr ein ausgeschnittenes Kleid; defolletirte Toilette: das ist feines Deutsch. Vor zehn oder fünfzehn Jahren wurde in der Staatsverwaltung die Remedur erfunden; früher nannte man das Ding Abhülfe. Auch opportun und inopportun gehören hierher. Immer breiter macht sich die Affaire, alles ist Affaire. Säbelaffaire, Staatsaffaire, Börsenaffaire, Duellaffaire, Defraudationsaffaire, Skandalaffaire, Zeugnißzwangaffaire, Mordaffaire; kein Mensch hat Lust, sich aus dieser langweiligen Affaire zu ziehen. „Die Resultate der Recherchen in der mysteriösen Affaire vom Gensdarmenmarkt“: das ist heutzutage feines Zeitungsdeutsch. Sonst sagte man Landwirthschaftslehrling, jetzt nennt sich dieser schöne Herr Ökonomieeleve; dann wird er Volontair und Avantageur, und so geht's weiter. Festmahl, Mahl, Festtafel, Mittagsmahl, Schmauß, Mittagessen, Mittagstisch, Mittagsbrot, Festessen, Tafel, Gelage, Gastmahl und andere Ausdrücke hat die deutsche Sprache in ihrem Reichthum; aber der edle Deutsche verschmäht sie und sagt — Diner. Und dabei hält er noch Denjenigen, der so armselige Ausdrücke, solche Diners, Dejeuners, Soupers seinerseits verschmäht, für ungebildet. Es ist zu abgeschmackt! Früher gab es Festungsbauschreiber; jetzt führen die Herren den schrill klingelnden Namen Fortifikationssekretäre. Früher sagte man Festungsbau und Befestigung; seit dem 15. November 1877 ist an die Stelle dieser Wörter Fortifikation getreten.

Hoch in der Mode ist jetzt enorm und noch mehr brillant. In diese Ausdrücke werden hundert und tausend deutsche Begriffe eingeschachtelt, die eigentliche Bedeutung der beiden Wörter aber ist ganz abhanden gekommen. Alles ist enorm, auch was ganz der norma gemäß ist, und alles ist brillant, auch was garnicht glänzt. Namentlich das brillant wird täglich beliebter; es wird selbst von den zierlichsten Damen „brilljandt“ ausgesprochen und erscheint im Deutschen noch viel „unausstehlicher“, als es Börne schon im Französischen fand.¹⁾ Der Stiefel sitzt brillant, die Patti singt brillant, der Zug fährt brillant, der Kaffee schmeckt brillant; man schläft brillant, tanzt brillant, amüsiert sich brillant und hat sogar eine brillante Gefinnung. Man spricht von einer brillanten Zigarre, von brillantem Käse, einem brillanten Kauf, einem brillanten Vortrag und einem brillanten Rock. Man giebt einem brillanten Kerl von brillanter Gesundheit in seiner eigenen brillanten Wohnung eine brillante Ohrfeige und glaubt eine brillante Geschichte ausgeführt zu haben. Dieser brillante Kahl ist wirklich zu enorm.

Auch die widerwärtige Gewohnheit der Kaufleute, mit fremden Ausdrücken sich zu spreizen, führt fort und fort zu neuen Erfindungen und Einführungen. Und doch haben wir schon mehr als übergenug davon. Sie schreiben in ihre Läden prix fixes und Detailverkauf zu Engrospreisen, empfehlen ihre Comptoir-Utensilien in allen Qualitäten nach Preis courant, creditiren zwar, aber setzen lieber unter ihre Notas pour acquit, und ziehen prinzipiell per comptant vor. Nicht minder lieben es die Gewerbetreibenden, ihre Waaren mit französischen und englischen Benennungen zu versehen. Die Marken der Kleiderstoffe, der Hüte, Lichter, Papiere, Briefdecken, Nadeln, Messer, Siegellacke und tausend anderer Gegenstände sind französisch oder englisch. Man

¹⁾ Gesammelte Schriften, III. S. 14 u. ff.

kauft Reisekoffer, die in Berlin gefertigt sind und auf denen New patent oder Water proof steht, man kauft Offenbacher Schreibmappen, in denen Taschen für Lettres à repondre, Enveloppes, Timbres de poste und dergleichen mehr sind. Selbst ein Haus wie H. W. Faber macht lieber Crayons als Bleistifte und stempelt seinen Reibegummi gar mit Improved artists' (so!) rubber. Und die gutmüthigen — bald wäre mir ein anderer Ausdruck in die Feder gekommen — also die gutmüthigen Deutschen kaufen ganz vergnüglich diese deutschen Gewerbszeugnisse mit dem nachgeäfften ausländischen Deckblatt. Sie freuen sich wohl gar noch darüber! Man braucht nur die kaufmännischen Anzeigen und Anpreisungen einer größeren Zeitung anzusehen oder in einem größern Geschäfte sich umzuschauen, um dieser heillosen Wirthschaft ganz inne zu werden. Es tritt einem da ein vollständiger Mangel nationalen Selbstgefühls, ja selbst jenes glücklichen Selbstbewußtseins entgegen, welches von der Herstellung guter und redlicher Arbeit unzertrennlich ist. Der deutsche Gewerbetreibende macht und handelt Waaren, denen er das Zeichen der Lüge aufdrückt; er segelt im eignen Lande unter fremder Flagge. Das macht einen recht hübschen Eindruck! Die fremden Nationen müssen eine große Achtung vor deutschen Waaren und eine hohe Meinung von dem nationalen Stolze der Deutschen im neuen Reiche bekommen!

So arbeiten Behörden und Verwaltungen, Handel- und Gewerbetreibende, Kaufleute und Fabrikanten, Schneider und Putzhändler, Gastwirths und Bierschänker, Köche und Haarträusler an der deutschen Sprache und deren Weiterbildung. Sie alle aber finden ihren starken und breiten Rückhalt in den Zeitungen, die der eigentliche und unerschöpfliche Hort der Sprachfudelei sind. Man kann kaum ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne daß man auf irgend eine neue haarsträubende Ungeheuerlichkeit stößt. Und wenn heute ein Blatt solch' ein Ding in die

Welt gesetzt hat, haben hundert andere Zeitungen es binnen acht Tagen nachgeschwatzt und nachgedruckt: unsere Sprache ist wieder um ein Wort reicher. Diese ebenso erfinderische wie gewissenlose Geschäftigkeit spottet aller Beschreibung; es ist ein wahrer Hexentanz. Alle Tage kann man irgend einen neuen Blödsinn lesen: heute Chanoinesse und Chinoiserie, morgen Goûter und gantiren; neulich stand sogar was von Extraretourbillet, Centrifugenmilch, fait accompli=Politik und Gaminerie drin. Journalistische Reminiscenzen (Neue Freie Presse) reichen auf Revanchegeprüften basirten Allianzen die Hand (Nordd. Allg. Ztg.). Das gewöhnliche Niveau der Courtoisie (Braunschw. Tageblatt) steht würdig den in Bistritzen elegant placirten Objecten (Münch. Kunst und Gewerbe) zur Seite. Eine intime Entente wird in Pourparlers, Communiqués und Entrefilets breit getreten und dementirt. Eben jetzt sind die Ungeheuer Funktionarismus und legiseriren, Dramolet und Portemenu aufgebracht worden: in sechs oder acht Monaten wird keine anständige Zeitung sich ihrer entrathen können, in zwölf Monaten wird als ungebildet verlästert werden, wer sie nicht kennt, und in anderthalb Jahren plappern sie die höhern Töchter nach. Das ist Bereicherung der deutschen Sprache!

Im Arnim'schen Prozesse wurde zuerst der Ausdruck glissiren gebraucht; heute glissirt's in allen großen und kleinen Blättern. Ungefähr ebenso alt mögen die Kunstwörter *Première* und *Reprise* für die erste Aufführung und Wiederholung eines Schauspiels sein. Als Ableger hat sich jüngsthin auch der *Premier* oder *Premier-Artikel* für *Leitartikel* gebildet. Nicht selten liest man sogar *Leader* für *Leiter*. *Gesammtgastspiel* gilt den Zeitungen für zu gewöhnlich — ordinär sagen sie selbst —, man schreibt *Ensemblegastspiel*. In Berlin haben die Zeitungen sogar ein *Central-Annoncenbureau* eingerichtet — Pardon! etablirt, sollte ich sagen. Kann man noch mehr von deutschen Zeitungen erwarten? Freilich die Verfasser dieser Zeitungen nennen sich

selbst ja Journalisten, Redakteure, Chefredakteure, Reporter und dergleichen mehr.

Wer aber möchte alle die Ausgeburten solchen schwindelhaften Treibens aufzählen! Ich unterlasse es auch, auf einzelne Zeitungen und einzelne Fälle besonders hinzuweisen, da fast jedes beliebige Zeitungsblatt den Beweis für die Verwilderung der deutschen Sprache liefern kann.

Manches ließe sich vielleicht zur Entschuldigung der Zeitungsschreiber anführen. Die Hast des Schreibens für ein Blatt, das jeden Tag, ja täglich zwei- oder dreimal erscheint, gestattet oft keine Überlegung; es wird darauf los geschrieben, wie eben die Tinte aus der Feder fließt. Auch mag's ja leichter sein, ohne viel Nachdenken zu sprechen und zu schreiben, was über die Zunge und in die Feder läuft, als auf seine Sprache anständig und schicklich zu halten. Dieses setzt Erziehung, Bildung und Willen voraus, während jenes in sprachlicher Hinsicht ein ungezogenes Sichgehenlassen bedeutet.

Auch einiges andere ließe sich noch sagen. Schon Leibniz meinte, daß manche Personen „oftmahls in solcher Eil schreiben, wegen überhäuffter Geschäfte, daß sie kaum einmahl wiederlesen können, was sie geschrieben, und froh sind, wenn sie ihre häufig andringende und sonst verschwindende Gedanken in aller Eil dem Papier zu verwahren geben; daß nun solche es bei dem übel-eingerissenen Gebrauch lassen, und die ihnen zuerst vorkommenden Worth ergreifen, darumb sind sie nicht zu verdenken; denn ja oftmahls die frembde uns geläufftig, und die teutsche frembd worden.“ Solche Entschuldigung wird gewiß jeder billigerweise gelten lassen, wenn die Dinge sich wirklich so verhalten. So gerne man auch bei Kant eine ganze Reihe fremder und zum Theil gewiß recht unglücklicher Ausdrücke lieber nicht sähe, so gerne wird man sich doch vor dem großen Weisen beugen und aus Achtung vor seinem gewaltigen Geiste solche Ausdrücke über-

sehen. Und man übersieht sie von selbst, wenn man recht auf den Inhalt seiner Schriften sieht. Nun wird man ja auch ferner ohne weiteres zugeben, daß unter den Verfessigern der Zeitungen sich mancher befinden mag, der froh ist, wenn er nur seine „häufig andringenden“ und sonst ihm wieder entfallenden Gedanken in aller Eile zu Papier gebracht hat. Auch wir sind dann froh, daß uns diese kostbaren Gedanken wenigstens mitgetheilt werden und sehen wegen der paar fremden Ausdrücke, die dabei gebraucht wurden, gerne durch die Finger. Aber nicht jeder Tageblättler ist doch, so zu sagen, ein zweiter Kant. Oft und täglich wird einem eine sprachliche Sudelköcherei vorgesetzt, in der man selbst beim sorgsamsten Durchsehen, Zerlegen, Kosten und Verspeisen keine Spur von Gedanken entdeckt. Aber gerade diese Sudelköche spicken ihre inhaltlose Kost über und über mit allerlei fremden Brocken, daß es einem graußt, und sie gerade behaupten, sich nicht anders ausdrücken zu können und sich gerade so höchst vollkommen, höchst vortrefflich und schön auszudrücken. Einige meinen auch, die fremden Wörter ließen sich schlechterdings nicht vermeiden, da die Leute die betreffenden deutschen Wörter ja nicht verstehen würden. Natürlich, wenn ihr alle Tage zehnmal Diner, Courtoisie und Atelier drucken laßt, wer soll am Ende noch Mahl, Höflichkeit und Werkstatt verstehen? Zwingt doch durch euren Vorgang und euer Beispiel die Leute, daß sie sich auch an verlassene und verlorene Glieder ihrer Muttersprache wieder gewöhnen. Das wäre ein würdiges Beginnen.

Andere wieder glauben offenbar, daß ein Übermaß von Pfeffer und Senf ihren wässrigen Brei zu einem kräftigen und schmackhaften Gerichte mache. Auf diese Geister paßt wiederum, was Leibniz schreibt: „Sagen sie, daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Teutsch gefunden, so ihre herrliche Gedanken auszudrücken guth genugsam gewesen; so geben sie wahrlich mehr die Armuth ihrer vermeinten Beredsamkeit, als

die Vortreflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen.“¹⁾ Das ist es. Es handelt sich viel weniger um Hast und Eile, als um Armuth und Ungeschick im deutschen Ausdruck. Und so haben die Tageblättler für ihre Mischsprache gar keine Entschuldigung. Sie haben zur Feder gegriffen, ehe sie deutsch schreiben konnten, und thun nun, als ob sie Herren und Meister der Sprache wären. Mancher glaubt's ihnen, schnackt das Kauderwälsch nach, einer steckt den andern an, und so verdirbt die Sprache mehr und mehr. Die Zeitungsschreiber sind es, die hier täglich eine schwere Verantwortung auf ihr Gewissen laden. Aber sie spüren sie nicht, denn sie wissen nicht, was sie thun. So hat die übelste Angewöhnung sie verderbt, daß sie nicht einmal mehr merken, was für schmutziges und stinkendes Wasser sie über ihre Mühle gießen. Sie nehmen es sogar noch übel, wenn Einer einmal sagt, daß es nicht rein sei und nicht wohl rieche.

Ich wünschte sehr, daß sie mir das, was ich hier sage, recht übel nehmen möchten, damit sie ihren Zorn und Ärger in ihren Blättern über mich ausschütteten, und ein Wehe, Steinige und Kreuzige nach dem andern über mich ausstießen. So würden doch ihre Leser endlich was von der Sache merken, und dann müßten sie anfangen sich zu bessern. Zu bessern? Sollte es wirklich möglich sein? Mein Glaube ist schwach. Denn seit mehr als zwei Jahrhunderten hat man es ihnen vorgehalten, und sie haben sich nicht gebessert. Schon Gottsched rief verzweifelt aus: „Wer will der Barbarey unsrer Publicisten ein Ziel stecken?“ Wenn sie nur erst einmal anfangen, nur ein wenig guten Willen bethätigten, nur wollten, „so würde man — meinte er — sich gar bald auch aller übrigen ausländischen Brocken entschütten können und den zulänglichen Reichthum unserer Sprache zur Genüge gewahr werden. Aber wer will der Bar-

¹⁾ Leibnizens Ermahnung an die Deutsche u. s. w. — Siehe weiter unten. — S. 17.

barey unsrer Publicisten ein Ziel stecken?“¹⁾ Und lange vor Gottsched schon war die Sache gerade so. Schon 1644 wurde in dem zu Straßburg erschienenen „Deutschen Sprach-Ehren-Kranz“ (S. 337) geklagt, daß die „Zeitung-Schreiber ungezwungen und ungetrungen die teutsche Sprach muthwilliger weiß verderben“ mit so viel Französisch, Italienisch und Spanisch, daß „solche Zeitung kein Teutscher Verstehen kan.“ Ja, es ist so. Den Zeitungsschreibern und Tageblättlern kommt seit drittehalb Jahrhunderten der Löwenantheil am Verderb der Sprache zu.

Das Bild, welches ich in den bisher gegebenen Ausführungen von der deutschen Sprache, wie sie heutzutage so vielfach gesprochen und geschrieben wird, zu zeichnen suchte, ist wahrlich schlimm genug. Die Frage ergiebt sich von selbst: Ist diese also durchsetzte und durchflickte Sprache noch deutsch zu nennen? Ich achte sie nicht dafür. Und sie steht wahrhaftig dem neuen deutschen Reiche schlecht zu Gesichte. Kein Einwand, kein Vorwand, keine Entschuldigung kann diesen jämmerlichen Unfug beschönigen, der umso jämmerlicher ist, als es so leicht wäre, ihn zu vermeiden. Man muß ihn nur vermeiden wollen, und er ist vermieden.

Und eben weil sie bloß ein Gegenstand eures Willens ist, ist die Sache so entehrend für uns. Schämt ihr euch denn nicht vor dem Auslande? Allerdings kennt man im Auslande unsre Sprache oft nur aus den höchsten Dichterwerken, und man ist dann voll von Bewunderung für sie. Wie ich denn selbst zu Florenz Zeuge einer Unterhaltung war, die damit endigte, daß einer der Theilnehmer erklärte: „La lingua tedesca è la più ricca e bella che c'è.“²⁾ Aber nicht jeder Ausländer ist dieser

¹⁾ Deutsche Sprachkunst u. s. w. — Siehe weiter hinten. — S. 197

²⁾ Siehe des Verfassers „Italienischen Blätter.“ S. 169.

Ansicht, daß die deutsche Sprache die reichste und schönste sei, die es giebt; und so sehr mich diese Anerkennung erfreut und mit gerechtem Stolze erfüllt hatte, so war ich innerlich doch aufs tiefste beschämt, sobald ich an jene Wortmengerei dachte, unter der unsre Sprache leidet. Da kam sie mir vor wie die ärmste und häßlichste von allen. Und dies ist in Wahrheit die Ansicht derjenigen Ausländer, die das Deutsche nur aus Zeitungen, aus dem Handelsverkehr und ähnlichen Quellen kennen. Was sollen sie von dieser „deutschen“ Sprache denken, wo sie das dritte Wort in ihrem deutschen Wörterbuche nicht finden? Sie verspotten uns ohne Rücksicht und um so rücksichtsloser, je öfter und lebhafter sie irgendwo und wie die deutsche Sprache haben rühmen und preisen hören. Von Engländern muß man sich sagen lassen, unsere Sprache sei kaum noch deutsch, von den Franzosen muß man hören, wie sie spotten, daß wir nun zwar ein deutsches Reich hätten, daß aber die armselige deutsche Sprache doch voll sei von französischen Wörtern, die sie nicht entbehren könne, daß so die großartige Überlegenheit des französischen Volkes glänzend zum Ausdruck käme. Den jungen deutschen Mädchen sogar werden in den Erziehungsanstalten zu Genf und Lausanne von ihren ausländischen Genossinnen die deutschen Zeitungen höhnisch unter die Nase gehalten mit der herausfordernden Frage, ob das die gerühmte deutsche Sprache sei? So weit ist es gekommen. Und dieser Hohn des Auslandes ist nicht unbegründet und unberechtigt. Wir verdienen ihn. Ob er aber etwas nützt, daß ihr endlich schicklicher und schonender mit unserer Sprache umzugehen trachtet!

Auch in den Schriften des Auslandes, namentlich in denen der Franzosen, kommt dieser Hohn zum Ausdruck, bald schärfer, bald milder, je nach Umständen und Verhältnissen. Ich führe eines der mildesten Beispiele an, eine Stelle aus einem Aufsatze von G. Valbert über den ersten Band der „Politischen Korre-

spondenz Friedrich's des Großen“ in der Revue des deux mondes (1879, März). Von dem Deutsch, das der König schrieb, sagt der Verfasser: „Das ist eine Art von lustigem Sprachenmischmaß (makaronischem Kauderwälsch — jargon macaronique), dessen Ausschreitungen das Zartgefühl und den Vaterlandssinn aller Sprachfreunde jenseit des — Rheines (jenseit des Wasgenwaldes, wollten Sie wohl sagen, Herr Balbert!) — empören müssen. Man begegnet da fast in jeder Zeile sehr bezeichnenden französischen Wörtern, abenteuerlich zurecht gestutzt mit einer deutschen Endung, die sie noch bezeichnender macht, wie z. B. inquietiren, embarrasiren, soupçonniren, menagiren, cajoliren, contrecarriren, dissimuliren, Casaque tourniren, attrapiren, amusiren, abimiren. Friedrich empfahl seinem Staatsminister, Heinrich von Podewils, »sonder Bruit zu verfahren und den geringsten Eclat zu machen« u. s. w. Ich lasse die übrigen Beispiele weg. Balbert fährt fort: „Man darf also nicht an den Briefwechsel des großen Friedrich die jungen Leute weisen, welche ihren Stil reinigen und sich in der Sprache Lessing's und Goethe's ausbilden wollen.“ Richtig. Aber leider fällt es euch auch garnicht ein, euren Stil reinigen zu wollen, und die jungen Leute, welche ihre Sprache rein halten wollen, finden bei euch kein Vorbild. Ihr macht euch zwar über das Deutsch Friedrich's des Großen weidlich lustig, und nicht mit Unrecht, denn es ist, trotz seiner klaren Satzbildung, eine Musterleistung klassischen Kauderwälsches. Aber schreibt ihr denn, den heutigen Verhältnissen gegenüber, besser, reiner und schöner als er? Nein, Mancher von euch ist noch toller in seinem „jargon macaronique“ als der königliche Schriftsteller mit dem langen Zopfe.